

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 22 (1918)

Artikel: Frau Agnes

Autor: Bührer, Jakob

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575392>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Irma Frischnecht-Schreiber, Herisau.

„Es war einmal...“ Scherenschlitt (1918).

Weisse Rose in der Dämmerung

Traurig lehnst du dein Gesicht
Übers Laub, dem Tod ergeben,
Atmetest geisterhaftes Licht,
Lässtest bleiche Träume schweben.

Aber innig wie Gesang
Weht im letzten leisen Schimmer
Noch den ganzen Abend lang
Dein geliebter Duft durchs Zimmer.

Deine Kleine Seele wirbt
Angstlich um das Namenlose,
Und sie lächelt, und sie stirbt
Mir am Herzen, Schwester Rose.

Hermann Hesse, Bern.

Frau Agnes.

Eine Novelle von Jakob Bührer, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

An einem trostlosen ersten Märztag fuhr Frau Agnes mit dem Tram nach Hause. Sie war wirr und keines klaren Gedankens fähig. „Ja, ja, gute Frau, es ist schon so,“ hatte der Arzt gesagt. Sie hatte sich still angezogen und war gegangen. Die Straße hatte entsetzlich ausgesehen. Überall lagen schmutzige Schneeresten herum. Die Tramrähte hingen knottig und drohend in die Gassen, und die Häuserzeilen erinnerten an einen Zug übermüdeter, fälschlicher Fabrikarbeiterinnen. Dabei rann der Fluß mit einer

widerwärtigen Eile gelb und schmierig an den Straßenmauern entlang. Was tat denn ein Mensch in all dieser Hässlichkeit? Trotzdem — der Arzt hatte gesagt: „Ja, ja, gute Frau, es ist schon so!“ Im Geschäftsteil der Stadt war der Tram überfüllt gewesen. Gutgeleidete Damen und Herren, einige Halbweltleidende und anderes. Zuerst hatte sie stehen müssen; dann war der Blick eines Jünglings an ihr haften geblieben, und schleunig hatte er sich erhoben. Ob man es ihr denn schon ansah? Sie war rot geworden,

wie ein Backfisch. Im Verger über sich selbst hatte sie kaum gedankt.

Nun saß Frau Agnes in der Ecke und musterte die Fahrgäste. Jener Mantel der rundlichen Dame dort hatte sicher über 250 Franken gekostet. Besonders schön war er nicht, und ihr hätte er kaum angestanden. Immerhin, wenn sie sich einmal einen Mantel für 250 Franken hätte leisten können... Im nächsten August würde sie zweiundvierzig Jahre alt, und der Arzt hatte gesagt: „Ja, ja, gute Frau, es ist so.“ Jetzt war es nichts mit ihren Kleiderplänen, nichts mit ihrem Sammetrock! Sie wollte einfach nicht mehr denken. Aber ihre Augen taten, was sie wollten, irrten von einem Fahrgäst zum andern, vermittelten dem frankhaft erregten Gehirn Bild um Bild und jagten Gedanken in Starenzügen auf. Frau Agnes wollte nachher scheinen, als hätte sie die Menschen noch nie so gesehen wie auf dieser Tramfahrt. Jedes Fältchen auf Stirnen, um Nasen und Mundwinkel, die Formen der Finger, die Art, wie sie die Hände aufsetzten oder hängen ließen, die Farbe und der Schnitt der Kleider, ein schiefgetreterter Absatz, ein Augenzucken, alles war mit einem Mal Sprache und redete von dem Charakter der Menschen und ihrer ganzen Art. Ueber dem ward Frau Agnes so traurig, daß ihr Tränen kamen.

Sie mußte sich zusammennehmen... Der Tram hatte das Geschäftsviertel verlassen. Die Kleider der Fahrgäste wurden billiger, ihre Gesichtszüge gleichförmiger, und was sie zu erzählen hatten, waren rohe altbekannte Geschichten. Frau Agnesens Hirn konnte nicht mehr.

Müde schlepppte sie sich bei der zweitletzten Haltestelle den Gehrenstuz hinauf. Gedankenlos legte sie zu Hause Mantel, Hut und Schuhe ab, setzte sich aufs Sofa, zog die Füße auf den Sitz, umklammerte die Fesseln mit den gefalteten Händen und starrte mit weit offenen Augen vor sich hin. Sie wollte es einfach nicht begreifen: sie sollte in ihrem zweiundvierzigsten Jahre noch einmal Mutter werden!

„Der alte Esel!“ Ganz laut sagte sie es vor sich hin. Eine überquellende Wut auf ihren Mann packte sie. Er war allein schuld, er mit seinem greisenhaften Rauhnichtrieb. Ein alter Sünder von über

fünfzig Jahren und konnte sich nicht mehr bemeistern! Der und sich bemeistern! Sie lachte.

In diesem Augenblick sah Frau Agnes häßlich aus. Das eine Ende ihrer aufgesteckten Haare war ihr auf die Schultern gefallen und stand neben dem schmalen, von gehässiger Leidenschaft verzerrten Gesicht widerwärtig in die Luft. Aber nun hatte wenigstens der Schmerz, der in Frau Agnes gleich einem gefangenen Tiere wütete, einen Weg gefunden, in dem er vormärtsrennen konnte. Und der Vorteil war, daß es ein sehr bekannter, viel begangener Weg war für die Gedanken der Agnes. „Mein Mann“ — Für welche Ehefrau, und wenn sie es nur einige Jahre oder gar nur Monate ist, liegt in diesen beiden Worten nicht eine Unsumme von Erkenntnissen menschlicher Schwachheiten, Fehler und Laster!

Theodor Mittelmann begriff zwar nicht, was seine Frau an ihm auszusezen hatte. Mit zwanzig Jahren, als er noch Heizer in der Kesselschmiede war, hatte er ein Verhältnis gehabt mit einer Kellnerin; seiner leicht getrümmten Beine wegen, und weil sie günstigere Aussichten hatte, war sie ihm untreu geworden. Er hatte dann zu trinken angefangen, und einmal in weinmütinger Stimmung, an einer Chilbi war ihm bei einem Tanz mit der schönen Agnes, mehr im Scherz als im Ernst, das Wörtlein entfahren: „Agnes, wenn Ihr mich zum Manne nähmet, so würdet Ihr dem Teufel eine Seele entführen!“

„Meinst,“ hatte sie gelacht; „daraufhin möchte ich es wohl wagen.“ Drei Wochen später waren sie einig. Die ersten zwei, drei Jahre hatte er noch weiter getrunken, der Kameradschaft wegen; dann hatte es ihm Agnes langsam ausgetrieben, er war an die Bahn gekommen, Lokomotivheizer geworden, hatte seinen festen Verdienst, war in seiner freien Zeit fast immer zu Hause und half Agnes in Küche und Keller, wo er konnte. Er war, wenn er es sich überlegte, weiß Gott ein Muster-ehemann und begriff nicht, daß an ihm noch immer etwas auszusezen sei.

Indessen war Frau Agnes viel zu klug, um mit dem Aussehen nicht möglichst haushälterisch umzugehen. Neuerlich war

sie mit ihrem Gatten gar nicht unzufrieden. Sie schätzte ihn als das Werk ihrer jahrelangen und mühsamen Erziehung. Alles, was aus diesem Kloß herauszuholen war, hatte sie ans Licht gebracht. Aus dem zügellosen Gassenkind, verrohten Fabrikler und angehenden Trunkenbold war schließlich ein anstandbewahrendes, seine angeborene Gutsherzigkeit richtig ausübendes Menschenkind geworden, das seine Tagespflicht tat wie ein gutmütiges Zugtier.

Frau Agnesens Eheleid fing nicht dort an, wo es bei hundert und tausend Arbeiter- und Bürgersehnen beginnt: in der Unerzogenheit, Rücksichtslosigkeit und Rohheit der Ehegatten. Diese Leidenschule hatte sie hinter sich. Was sie heute so namenlos elend machte, was ihre Wut gegen ihren Ehemahl entfesselte, war etwas ganz anderes. Kann sein, daß sie es selber nicht wußte. In Wahrheit aber verhielt sich diese Sache so: Frau Agnes hatte vier Kinder geboren. Hansuli, der Erste, war schwachsinnig und lebte seit dem achten Jahr in einer Epileptiker-Anstalt; Dora, das erste Mädchen, war mit vier Jahren an einer sehr schmerzhafsten und langwierigen Krankheit gestorben; Gerold, der Drittgeborene, hatte sich zum vielverheizenden Jüngling entwickelt und wollte Architekt oder Maler werden; Gerta besuchte heute das Seminar, und wennmöglich würde sie eines Tages studieren. Mit diesen beiden Kindern hatte Frau Agnes noch einmal eine Jugend erlebt, und mit den lernenden, alles aufgreifenden, nach Erklärung von jedem und allem fordern- den Kindern war ihr Dasein neu und viel tiefer, freilich auch viel rätselreicher aufgegangen, als sie es früher geahnt hatte. In diesen Jahren, namentlich in den beiden letzten, da in der großen Welt alles drunter und drüber ging, war sie innerlich gewachsen, auch geistig weit über ihren Mann hinausgewachsen, nachdem sie ihn Jahrzehntelang in allen Dingen des Gefühls und der Feinheit der Sinne überragt hatte. Diese Ueberlegenheit war furchtbar schmerzlich, denn sie machte einsam. Und diese Einsamkeit war in den letzten Monaten manchmal unerträglich. Da waren Briefe gekommen von Sohn und Tochter: „Mutter, hat das Leben noch

einen Sinn, jetzt, da das Entsetzliche geschieht? Ist nicht Christus vor zweitausend Jahren für die Menschheit gestorben, und heute morden sich die Völker in Massen, grauenvoller denn in aller Heidenzeit!“ Solche Briefe kamen an Frau Agnes, und sie sollte darauf Antwort geben, sollte ihren Kindern den Glauben erhalten an eine Vernunft im Weltgeschehen, und hatte selber keinen mehr, hatte noch, in schlaflosen Nächten an das Fenster gepeitscht, die stumme Frage der weit aufgerissenen Augen an die kaltblinkenden Sterne: Was — was ist das?

Und dort im Ehebett schlief der Mann, schlief und schlief jede Nacht, jede Nacht den gesunden gefahrlosen Schlaf des braven Arbeitstieres, unbekümmert um Sinn und Inhalt eines Menschendaseins. Er konnte nach dem Nachessen zwei Stunden über der Zeitung hocken, und wenn man ihn fragte, wußte er kaum, was er gelesen hatte; ob die rasendste Schlacht entbrannte, ob die Minister die ungeheurelichsten Vorheiten in die Welt hineingefert hatten, er blieb gleich unbewegt; kann sein, daß ihn eine Diebstahlsmeldung im lokalen Teil zu einer Bemerkung veranlaßte ...

Das war die Einsamkeit von Frau Agnes, daß ihre Seele in einem wilden Meer herumgeworfen wurde. Der Himmel zerbarst im Ungewitter, und die Wogen waren voller Grausamkeit und ohne Sinn. Durch das Tosen und Krachen einer einstürzenden Welt schrieen die entsetzten Stimmen ihrer Lieblinge: „Mutter, Mutter, was ist das?“ Der Ehemann aber, der von alledem nichts gewahr wurde, legte sich zu ihr, frönte seiner Lust und machte ihr in alten Tagen noch ein Kind!

Hätte sie ihn nicht hassen sollen, diesen braven, tüchtigen, nüchternen Arbeiter, der besonders wohl angeschrieben war, weil er nicht mit den Radaubrüdern mitmachte, die vermeinten, mit Schnorren und Protestumzügen gegen die Erhöhung des Kalbfleischpreises sei geholfen? Ach, daß er doch wenigstens ein Radaubruder gewesen wäre, daß er einmal mit der Faust auf den Tisch geschlagen und gesagt hätte: So hat es beim Eid keinen Sinn weiter zu leben. Nichts da. Er heizte jeden Morgen seine Lokomotive und fuhr Tag

um Tag im Rangierbahnhof herum; denn da er bald ein älterer Herr war, hatte man ihm einen bequemerem Posten am Orte selbst verschafft.

In die Gedanken der Agnes warf die Uhr vier seltsam klängvolle Schläge. Aus einem guten schwarzen Gehäuse sprangen und rieselten sie durch das Zimmer. Frau Agnes strengte ihr Ohr an. Es war schön, wie der Ton verklang. Verklang er denn wirklich? War nicht nur ihr Ohr zu plump? Immer feiner war das Klingen geworden, immer feiner. Vielleicht, daß sie das Feinste gar nicht hörte. Vielleicht, daß die Menschen das Feinste überhaupt nicht hören. Daz sie zu plump sind dazu. Noch zu plump? Wie eine Verheißung, wie eine rätselhaft trostreiche Prophezeiung legte sich dieser Gedanke um ihre frierende Seele, gleich einem warmen, wohlgewirten Mantel. Und gesammelt und heiter ging Frau Agnes ihren Hausgeschäften nach.

* * *

„He aber, Mutterli, das wird doch nicht wahr sein!“ sagte Theodor, nachdem ihm Frau Agnes den Befund des Arztes mitgeteilt hatte. Er legte den Löffel weg, stand auf, wischte die Hand am Rock ab und strich ihr sorgfältig wie einer Angora-Katze, die man um ihrer Schönheit willen liebhaben muß, zweimal über den Scheitel. Um Frau Agnesens Mund zuckte es. Ein Tränlein fiel auf das Tischtuch. Dann hob sie den Kopf und lächelte. „Ja, ja, du bist ein Schöner!“

„Gäll aber?“ Unwillkürlich richtete er sich auf, er stand wie ein Soldat bei der Parade. Seine krummen Beine taten seiner Würde nur wenig Eintrag. Gemessen und ein bißchen über sich selber belustigt schritt er an seinen Platz zurück. Trotz der Selbstironie schmeichelte ihm das dreimal unterstrichene Ich seiner Geste außerordentlich. Ein Kerl von zweiundfünfzig Jahren, bald pensioniert und noch so was, haha! Auf einmal bekam er's mit der Angst: „Du, wenn's aber nur gut geht!“ Eine innige und unendlich treuherzige Unabhängigkeit und Liebe sprach aus seinen Augen. Das klobige Arbeitergesicht, in dem auch nicht eine Linie irgend etwas Ansprechendes hatte, verriet in diesem Augenblick so viel Gefühl, daß Frau Agnes ihm wie

zum Dank die Hand über den Tisch reichte. Er nahm sie in seine Pranken und sagte: „Du sollst es gut haben, ich will schon recht mit dir sein!“

Sie nickte ihm zu und beeilte sich, irgend etwas in die Küche zu tragen.

Theodor Mittelmann stemmte den Kopf in die Fäuste und sah ihr nach. Jetzt war's also richtig: er bekam in seinen alten Tagen noch ein Kind. Den ganzen Tag hatte er auf der Lokomotive darüber nachstudiert. Ihm war eingefallen, daß der Antoni, ihr Nachbar in Männedorf, allemal seine Frau durchgeprügelt hatte, wenn sie wieder in die Hoffnung kam. Sie kam alle Jahre in die Hoffnung. Theodor hatte einen Moment überlegt, ob er wütend werden sollte, wenn's bei Frau Agnes wirklich so war. Aber eigentlich sah er nicht ein, wieso und warum. Schließlich, es konnte jedem etwas passieren, und dann... Heja, es war schon ein bißchen dumm, er wollte sich jetzt dann pensionieren lassen und da... Aber es hatte ja noch immer gelangt, großartig hatte es gelangt. Hatte er nicht seinen Sohn auf's Technikum und seine Tochter ans Seminar schicken können? Er, der einfache Eisenbahnler, Theodor Mittelmann! Freilich, um die Wahrheit zu sagen, wenn es nach seinem Kopf gegangen wäre, würden die beiden Kinder jetzt schon schön verdienen, und der Nachzügler hätte weniger Sorgen bereitet. Aber im Grund ging das ihn nichts an. Die Mutter würde das schon machen, die Mutter machte alles... Teufel, wenn sie nur nicht kam und sagte: „Theodor, weil jetzt das Kleine kommt, mußt jetzt noch ein, zwei Jahre fahren.“ Vielleicht würden gar fünf, zehn daraus! Hoho, er war jetzt lang genug auf der Lokomotive gestanden bei Wind und Wetter; auch spürte er's im Kreuz... Wie aber, würden seine Kollegen nicht kommen, vielleicht schon in drei, vier Monaten, und sagen: „Du, Mittelmann, poß Blitz, ich habe deine Frau gesehen, ei, ei, solche Sachen machst du noch! Du bist aber ein verdammst rüstiger Kerl, du kannst dem Bund noch lange Kohlen verdampfen!“ Es würde sich wahrhaftig dumm machen, wenn er jetzt sein Pensionierungsgesuch einreichte. Nun kam er dann doch noch in Wut, wenn er noch lange grübelte.

Aber da fiel ihm ein, wie ihm Frau Agnes vorhin die Hand über den Tisch gereicht hatte. So hatte sie gemacht. Und er versuchte, ihre impulsive Bewegung nachzuhahmen, und fühlte dabei unbewußt, wie viel Zartes und Feines um diese Frau war. Das war ja, was ihn erst angezogen, dann eine Zeit lang angewidert, schließlich bezwungen, aus seinem Wirtshaushofen, Wüsttun und Gragölen herausgerissen hatte! Und ihm ward wohl und warm im Gedanken, daß Agnes seine Frau sei. Eilig zog er seine Schuhe aus, schlüpfte in die Finten, lief aufs Terräflein an der Hinterfassade und bürstete den Rot von Sohlen und Absätzen.

„Adelheid, du zuckersüßes Mädchen,
Adelheid, dich schleck ich einmal auf.“

Schon zwanzig Verse dieses schönen Liedes hatte Theodor in den Abend gespiessen, und einer rannte dem andern nach über die regennassen Schneeflecken auf der märzengelben Grashalde an den Waldrand, wo die Haselsträucher mit leicht angegilbten Fähnlein des Frühlings harrten.

* * *

Am zweitfolgenden Sonntag war der Föhn im Lande. Schon im ersten Frühlschein standen die Berge weiß und blaurandig vor tiefschwarzen Hügelzügen und grellgelben Wiesenhangen. Die Wälder prosteten massig und stark wie Riesenheere, und flimmernde Wolkenfetzen verzögten im weichen Himmelshau.

„Kommt doch endlich!“ Gerold stand in der Haustüre; die Technikumsmütze hinten am Kopf, ließ er seinen Stock ungeduldig durch die Hand kurbeln.

„Ja doch!“ rief Gerta die Treppe hinab.

Die beiden Geschwister waren gestern über den Sonntag nach Hause gekommen. Nun der Morgen so verheizungsvoll aufging, wollten sie den Tag zudritt verwandern. Der Vater konnte nicht kommen. Er hatte Dienst. Das war kein Unglück. Im Gegenteil. Seine Gegenwart nahm den Stunden den Glanz, den Worten den Klang der Ferne. Alles war so nah und wirklich und nüchtern, wenn er dabei war und einen Witz machte oder lachte.

Eben, als die Steigkirche mit dem Zusammenläuten anhob, traten Mutter und Tochter aus der Haustüre. Der Wiesenweg war aufgeweicht, und eins hinter dem andern schritten sie den Hügel hinauf und dem Waldrand nach. Jetzt läutete es aus allen Türmen der Stadt. Wie ein mächtiges Gewölbe bauten sich die Geläute ineinanderfließend, sich verschlingend und überkreuzend einen Dom in den Frühlingsmorgen.

Langsamer schritten die Drei. Gerold, der an der Spitze ging, murmelte vor sich hin: „...der Du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kommet wieder, Menschenfinder!“

„Denn tausend Jahre sind vor Dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache,“ fuhr Gerta fort.

„Kommet wieder, Menschenfinder!“ wiederholte die Mutter.

Dann sagte keines mehr ein Wort, bis alle Glocken verklungen waren. Als der Weg steiler wurde, blieb Frau Agnes immer mehr zurück.

„Was ist denn auch mit der Mutter heute, sie kommt gar nicht mit!“ rief Gerold von einer Wegbiegung durch den Buchenwald herab.

„Doch, doch,“ grüßte sie hinauf und sah ihnen zu, wie sie im Sonnenlicht an den Stämmen vorbeischritten, rüstig und hellau!

Als sie auf den Kulm kam, hatten die beiden schon heißen Tee. Während des Essens kamen die Geschwister in einen heftigen Streit darüber, ob auf einem und demselben Haselstrauch männliche und weibliche Blüten wachsen.

„Was meinst du?“ holte Gerta der Mutter Hilfe.

Sie hatte gar nicht zugehört. Sie saß auf dem Feldstein und sah mit weit offenen Augen in die Ferne. Leise bewegten sich ihre Lippen. Sie summte ein Lied. Eine Blutwelle dunkelte über Gerolds Gesicht. Wie konnte die Mutter dieses abgedroschene alte Lied summen: „Rufst du, mein Vaterland!“ Wer möchte denn überhaupt noch das Wort „Vaterland“ in den Mund nehmen? Aber etwas in ihrem Gesicht bannte und hemmte seine Gedanken. Schön war die Mut-

ter, wie sie so dasaß und über das Land hinräumte, über den Wald und die Hügelzüge weg, und es war, als ob alles, was in ihre Augen einging, tausendfach verschont und vergeistigt widerstrahlte. Eine Heilige war seine Mutter, wahr und wahrhaftig.

„Was hast du gefragt?“ fuhr sie plötzlich aus ihrem Sinnieren. „Ja, Kinder,“ lachte sie, da beide verdukt schwiegen, „ich muß euch etwas sagen!“ Sie streckte die Hände nach ihnen aus.

„Was denn, was denn?“

„Nun... Nichts!“ Und sie lachte übermütig.

Und im Übermut verging der Tag. Am Abend begleitete Agnes Sohn und Tochter zur Bahn. Bis Zollhaus fuhren die Geschwister zusammen. Als sie allein waren, fragte Gerta den Bruder: „Findest du nicht auch, die Mutter war diesmal so sonderbar?“

Gerold zuckte die Achseln.

Beim Abschied von den Kindern und auf dem Nachhauseweg brödelte der Frohmuth langsam von Frau Agnes ab.

* * *

Theodor war noch nicht daheim. Sie saß ans Fenster und wartete.

In den Nachbarhäusern gingen die Lichter auf. Jetzt drehte die geschiedene Frau Eigenspühler das Elektrische an, jetzt der Lehrer Grüt, dessen Sohn sich im zehnten Semester erschossen hatte, worauf die Mutter ins Irrenhaus gekommen war; im Parterre des Rothauses waren zwei Fenster erleuchtet, dort wohnte die Egeline Montenach, deren Mann in der Lotterie einmal 70,000 Franken gewonnen, mit denen er an der Bahnhofstraße ein „Grand Magasin“ eröffnet hatte. Nach Jahr und Tag kam jedoch das „Grand Magasin“ in Konkurs und er ins Zuchthaus. Frau Egeline ging heute noch in hohen Stiefeletten und feinem Pelzwurf herum, des Nachts nähte sie Damenkleider für ein großes Kaufhaus, Fr. 3.50 das Stück. Die Fenster, die konnten erzählen, Romane und Leidensgeschichten und Farcen, und immer war es das ewig alte Lied von menschlicher Torheit und qualvollem Leid.

O, es war leicht, ein Kinderspiel, Mutter zu werden mit zwanzig und zweiundzwan-

zig Jahren; sie hatte damals ihre Schwestern hingenommen als eine Selbstverständlichkeit, als eine von Gott dem Weibe auferlegte Pflicht, der man sich zu fügen hatte, sehr wahrscheinlich hatte sie sich überhaupt nicht viel dabei gedacht. Und was sie sich auch hätte denken können, wie engbegrenzt wäre das gewesen?

Nun stand sie, die gealterte, einsame Frau am Fenster, sah zu beleuchteten Nachbarhäusern, die soviel Vernichtungs- und Verneinenswertes enthielten, hinüber, sah nach der Stadt mit ihrem überragenden Rathause, darin keiner Rat wußte, mit mit den hochgiebligen Glaubensfesten, darin kein kritischer Geist weder Glauben noch Festigkeit fand, staunte hinauf in den Nachthimmel, in den jetzt irgendwo Kanonen hinein donnerten und den Wahnsinn der Menschheit verkündeten, und sie sah hinauf zum runden Mond, der rot, blöd und gleichgültig da oben stand in irgend einem körperlichen Kräfteverhältnis, mechanisch und geistlos. In diese Welt hinein sollte sie einen Menschen gebären, wissend und mit klaren Sinnen, sollte einen Menschen hineinwerfen in die unverständlichen Rätsel, in die quälenden nie beantworteten Fragen Woher und Wohin, in den hirnverbrannten Kampf um Brot und Auskommen, in dieses verrückt gewordene Staatsleben, in dem keiner wußte, wo aus und ein!

Frau Agnes wandte sich dem Schreibtischpult zu; sie hatte dort ein Inserat beiseite gelegt, in dem ein Geheimmittel empfohlen war, mit dem man „unerwünschten Störungen“ ein Ende machen könne.

Mit einem Mal schrie sie auf, heiser und in furchtbarer Angst: „Wer ist da?“

Niemand gab Antwort. Mit zwei linkischen Sprüngen war sie an der Türe und drehte das Licht an. Die Stube war leer. Hastig rannten ihre Blicke in alle Ecken. Dann besann sie sich, was sie vorhin hatte tun wollen. Sie holte das Zeitungsblatt herbei, Papier und Tinte. Ihre Hände zitterten. Die Stirne in die linke Faust gestützt, die Rechte auf dem Papier blieb sie eine halbe Stunde lang sitzen.

Sie achtete Theodors Heimkehr erst, als er in die Stube trat. Er war sehr geschwächt und freundlich. Sie merkte gleich, daß er zu viel getrunken hatte.

Uebrigens sagte er es selber und entschuldigte sich. Der Zugführer Dölli habe ihn zu einem Halben eingeladen, und dann hätten sie einen Faß gemacht. Sie werde hoffentlich nicht auf ihn gewartet haben, und ob es schön gewesen sei auf dem Kulm. Sie überwand ihre Müdigkeit und gab ihm einige freundliche Worte.

Er saß auf dem Sofa und gluckste. Sie wollte ihm einen Kaffee machen.

„Ach nein, bleib nur!“ Er sah ihre abgehärmtten Züge, und ihr Zustand fiel ihm ein. Er betrachtete sie eine Weile außermals; dann fragte er: „Du, sag einmal: Ist das Kind wirklich von mir?“

In den leicht eingefallenen Muskeln unter den Backenknochen von Frau Agnes gab es eine kurze Bewegung. Sonst rührte sich nichts an ihr. Mit einem Mal fing sie an zu schreiben und sagte dabei:

„Wenn du nicht soviel getrunken hättest, würdest du so etwas nicht fragen.“

Weinerlich erwiederte er: „Das mag wahr sein, ja, ja, der Wein!“

„Gut, ich mache dir also einen Kaffee.“ Sie legte die Feder und die Papiere weg und erhob sich.

Theodor dusezte noch eine Weile vor sich hin. Plötzlich wunderte er sich, was seine Frau zu schreiben hatte. Er holte das Blatt von der Kommode und trat ins Licht. Nachdem er eine Weile herumstudiert, schlug er mit der Faust auf den Tisch und schrie:

„Ja, poß Donnerabeinand, das gibts nicht, das gibts nicht!“ Wichtig steuerte er mit seinen krummen Beinen zweimal durch die Stube. Als Frau Agnes eintrat, schnaubte er sie an, als wäre er selber eine Lokomotive. Er war ungeheuer entrüstet und bewies Frau Agnes mit schnellgewählten Kraftworten und bekannten Wahrheiten, daß so etwas eine gottverfluchte Schweinerei sei und daß er als Vater dann auch noch etwas zu sagen habe, beim Eid.

Sie unterbrach ihn zweimal: „Der Kaffee wird kalt.“ Aber seine Moral war ihm wichtiger als warmer Kaffee, und mit einer wütenden Geste zerriß er das Papier und schleuderte es auf den Boden.

Sie zuckte die Achseln und lächelte: „Wie du willst, Theodor.“ Es war, wie wenn man einem rabiaten Hengst den

Hals tätschelt. Theodor beruhigte sich nach und nach.

* * *

Am Donnerstagnachmittag – es war der 23. März – traf Gerold mit Gerta in Bleulerloch zusammen. Gerta hatte dem Bruder geschrieben, daß sie ihn unbedingt treffen müsse. In der Ziegelhütte wollten sie aufeinander warten. Jedes hatte bis dorthin eine halbe Stunde zu gehen.

Es regnete und schneite durcheinander. Gerold ging seit zehn Minuten in seinem dünnen Leberzieher unter dem Scheunendach der Ziegelfabrik auf und ab. Auf der aufgeweichten Straße zog manchmal ein Wagen vorbei: schwere schwarze oder braune Pferde mit wuchtig aufsehenden Beinen, die Fuhrmänner in großen dunklen Mänteln und Regentropfen an den Hutrandern, über dem Holzgestell der Wagen der rötliche Schimmer der Backsteinladung. Der Regenhimmel hing tief herab, und hinter dem Fabrikbau, ein paar Papeln und dem nahen Waldgehänge sah man nichts als grauen Dunst. Von den Scheunen fielen stark die Dachtraufen; sie hatten in einer langen Geraden glänzende Kiesel aus dem Erdreich gespült.

Gerold fand das alles nicht ungemütlich, trotzdem er sich sagte, daß die Schwester pünktlicher sein könnte, und er sich wunderte, was sie eigentlich wolle. Zudem quälten ihn schwere Gedanken, an denen er auf dem Weg herumgebohrt hatte.

Siehe, da kam ein Schirm die Straße heraus. Jetzt sah man ein Paar Beine. Was die für Waden hatte!

Es war Gerta. Mit hochgeschürzten Röcken lief die daher. Sie machte bei der Begrüßung viel Worte. Er blieb einfältig. Schließlich fragte er:

„Und warum liehest du mich kommen?“

„Ja, eben. Du, wo können wir eigentlich hin?“

Er zuckte die Achseln.

„Ich wußte halt nicht, daß es regnen würde.“

„Bleiben wir da!“ Er wies auf einen Ladebaum, der an der hintern Ecke an der Hausmauer lehnte.

Nachdem sie es sich dort halb sitzend, halb stehend so bequem wie möglich gemacht hatten, wiederholte Gerta ihr „Ja,

eben!" und fuhr dann fort: „Siehst, Gerold, ich habe dir schreiben wollen, aber dann habe ich gedacht...“ Sie nestelte an ihrem Täschchen herum. Langsam zog sie einen Brief hervor. „Da, lies; du wirfst es dann schon verstehen.“

Bewundert griff er nach dem Papier. „Von der Mutter?“ sagte er und begann zu lesen. Kluge, gefühlswarme Sätze, die Glanz in seine Augen brachten. Mit einem Mal hielt er inne und sah die Schwester groß an. Sie hing an seinen Zügen. Er verbarg den Brief in der Faust, steckte beide Hände in die Taschen und lehnte gegen die Hausmauer. Gerta sah in den Schok. So blieben sie eine lange Zeit. Dann sagte Gerold: „Ja, da kann man halt nichts machen!“ Nach einer Pause fügte er hinzu:

„Ist das alles?“

„Ja.“

„Dann können wir ja wieder gehen.“

„Was sagst du denn? Was denkst du?“

„Was soll ich sagen? Was — denken?“

Plötzlich riß er seine Hand aus der Tasche:

„Da, leb wohl, Gerti!“

Sie warf sich dem Bruder an die Brust. Er legte seine Arme um sie, und sie weinten bitterlich.

„He, hehe,“ knurrte ein Knecht, der seinen Kopf hinter der Hausecke hervorstreckte, „he-he!“

Sie machten sich davon. Hundert Schritte von der Ziegelhütte entfernt teilte sich der Weg. Gerold gab seiner Schwester noch einmal flüchtig die Hand und eilte einsam seine Strafe. In seinem Innern erdbebnete es zum ersten Mal, und das Heiligtum im Tempel stürzte und zerbarst.

Gerta ließ sich den Kummer nicht in gleichem Maße zu Herzen gehen. Die Mutter war für sie keine Heilige. Dennoch litt sie unter der Nachricht. Auch für das Mädchen hatte das Ereignis einen unfeuchsen Beigeschmack, der die Achtung vor der Mutter beeinträchtigte, ohne daß sie sich darüber Rechenschaft geben konnte. Ihrem nächsten Brief an die Mutter fügte sie als Nachschrift den Satz bei:

„Auf das ‚freudige Ereignis‘ freue ich mich nach Gebühr.“

* * *

Mit diesem Brief in der Tasche fuhr Frau Agnes am Grünen Donnerstag in

die „epileptische Anstalt“. Sie wollte Hansuli auf die Feiertage ein neues Gewändlein bringen. Der Bursche saß bleich und mit verquollenen Augen unter der Blutbuche zu äußerst im Garten. Feindselig starrte er die Mutter an; die dargebotene Hand nahm er nicht und rückte auf die Seite, als sie sich neben ihn setzte. Zutraulich redete sie auf ihn ein, aber er schien sie kaum zu hören. Mit seinen verkrüppelten Fingern tastete er eifrig an seinem Rock hinunter. Von der Unterlippe hing ihm ein Geifersaden. Frau Agnes begann das mitgebrachte Paket zu öffnen. Als der Bursche das Knistern des Papiers hörte, zuckte er zusammen, sprang auf und lief eilig davon. Sie rief angstvoll seinen Namen. Umsonst. Qualvoll nahm sie die Sachen wieder zusammen und übergab sie dem Wärter.

Ach, das alles war am Ende nicht so schmerhaft! Hansuli, der schwachsinnige arme Junge, kannte ja seine Mutter kaum, was wußte er denn von ihr? Er lief von ihr weg, weil sie ihm eine Fremde war. Das tat wohl weh; aber es war verständlich und erklärlich, da Dunkelheit des Buben Geist umspinnen hatte... Unverständlich war, wie ihre klare, kluge und gütige Tochter einer solchen Rohheit fähig war, solcher herzloser, oberflächlicher Worte, wie sie da in dem Brieflein standen. Stumpf und unfähig, noch etwas zu denken, kam sie zu Hause an. An der Haustür sprang sie eine ungeheure Aufregung an. Ob Gerold endlich geschrieben hatte? Der Briefkasten war leer. Seit acht Tagen keine Zeile von ihm! Sie hatte ihm die Wäsche geschickt und alles. Das erste Mal, daß sein Wochenbrief ausblieb! Und jetzt, wo er doch...

Als sie die Treppe hinaufkam, stand vor ihrer Wohnungstüre ein Mann in Uniform. Er hatte schon dreimal geläutet. Frau Agnes fand in der Erregung fast das Schlüsselloch nicht. In der Stube erklärte der Uniformierte, er sei von der Heerespolizei und habe den Befehl, Mittelmann Gerold, Studierenden am Technikum, zu verhaften. Der Mann habe dem Aufgebot nicht Folge geleistet und sei nicht eingründet. Frau Agnes blieb ruhig. Sie erklärte sehr freundlich, sie wisse von alledem nichts. Gerold habe ihr wohl mitgeteilt,

dass er ein Aufgebot erhalten habe; sie habe ihm auch daraufhin Wäsche besorgt. Wo er sich gegenwärtig aufhalte, wisse sie nicht; sie habe im Glauben gelebt, er sei zum Dienst eingerückt.

Der Mann stellte noch ein paar Fragen, dann ging er. Frau Agnes lief von der Stube in die Küche, von der Küche ins Schlafzimmer, sie trug die Teekanne auf den Waschtisch und den Kerzenstock stellte sie mitten aufs Sofa. Der fand sich hier außerordentlich deplaciert und blinzelte gelb und giftig von dem mausgrauen Sammetweichen Velvet. Dieses Blinzeln fiel Frau Agnes in die Augen, und plötzlich ward sie sich ihres verrückten Beginnens bewusst. Sie stellte den Leuchter wieder auf den Nachttisch. Dann legte sie sich in den Kleidern aufs Bett.

Als Theodor nach Hause kam, fand er seine Frau schlafend. Da er neben ihr stand, erwachte sie. Verstört starre sie ihn an.

„Was ist denn?“ stammelte er.

„Ja, wa — was ist denn?“ Einen Augenblick besann sie sich, dann sank sie in die Kissen und fing heftig zu schluchzen an.

Täppisch und sorglich bemühte er sich um sie. Seine Güte tat ihr wohl, und als sie nach seiner Hand tastete, legte er seinen Kopf neben sie in die Kissen und flüsterte: „Was hast denn, Agnes, so sag's doch!“ Nun erzählte sie ihm langsam und weinend, dass sie Gerold verhaften wollten und dass er nicht in die Rekrutenschule eingerückt sei.

Theodor richtete sie auf. Zündrot war er im Gesicht. Dumm und hilflos rannen seine Augen über Agnes, das Bett, den Nachttisch. Jetzt griff er nach dem gelbfunkelnden Kerzenstock und schlug in maßloser Wut auf die Marmorplatte, also dass der Leuchter sich in einen formlosen Tätsch verwandelte und der Marmor einen Riss erhielt. Frau Agnes fuhr im Bett auf und starre auf ihren Mann. Der lief wie besessen auf und ab und rang nach Worten. Auf einmal wollten sie alle zusammen stromweise zum Mund heraus. Und er erklärte mit viel Schimpfworten und Flüchen: das habe er ja kommen sehen, das sei ganz selbstverständlich. So müsse man die Kinder erziehen und ver-

ziehen, wie es Frau Agnes getan habe. Studieren müsse man sie lassen, dann würden sie eines Tages verrückt, das sei klar am Tag. Auf ihn hätte man nie gehorcht, im Gegenteil; heimlich hätten sie ihn ausgelacht. Nun sei mal der erste im Zuchthaus, wohin die ganze Bande schon lange gehört hätte. So und ähnlich tobte Theodor. Frau Agnes lauschte verwundert eine Weile, dann barg sie den Kopf in den Kissen und stemmte sie mit beiden Fäusten gegen die Ohren.

Als Theodor auf seine in boshafter Schadenfreude hingeworfenen „He?“ und „Was sagst du jetzt?“ keine Antwort erhielt, trat er wütend ans Bett. Was, die hielt sich noch die Ohren zu, wenn er ihr einmal die Meinung sagte? Die Faust fuhr ihm empor; aber er ließ sie nicht niedersausen. Er packte Agnes nur an der Schulter. Schlapp und schwer fiel ihr Arm über den Bettrand. Da bekam er's auf einmal mit der Angst. „Du,“ flüsterte er, ganz leise und sanft, „du, es ist ja nicht so schlimm. Was hast denn nur?“ Aber sie gab keine Antwort. Erst als er sich noch länger und immer ängstlicher um sie bemühte, sagte sie aus einer tiefen Seelenqual heraus: „Lass mich, Theodor, ich bin müde!“

Er setzte sich auf den Bettrand und suchte, wie er sie trösten und aufrichten könne; dabei fiel ihm ein: „Nimm's nicht so schwer; wenn Gerold jetzt auch ins Zuchthaus kommt, so... Er hat doch keinen Diebstahl und keinen Mord begangen... Es...“ Er wußte nicht weiter.

„Ach, das ist es ja nicht,“ jammerte sie leise, „ob Gerold ein Verbrechen oder auch nur einen Fehler begangen hat, das ist es nicht — vielleicht ist es gar kein Verbrechen — aber dass er es tat, ganz eigenwillig, von sich aus...“

Theodor tanzten die Farben vor den Augen. Dienstverweigerung war kein Verbrechen? Die Schande, die mit dem Prozeß und dem Zuchthaus über sie kam, war nichts? Das sagte seine Frau! Sie war nicht über des Buben Untat niedergeschmettert, sondern nur, weil er sie von sich aus begangen und nicht erst seinen Vater — was, der kam gar nicht in Betracht — weil er nicht vorher seine Mutter angefragt hatte! Da

hörte für Theodor das Begriffsvermögen, da hörte einfach alles auf! Dennoch schwieg er, weil Agnes gar so erbärmlich schluchzte.

Sie hatte die schmerzliche Gewissheit nicht zu Ende in Worte fassen können: Da Gerold den Entschluß, nicht in den Militärdienst einzurücken, gefaßt hatte, war er von seiner Mutter innerlich schon abgefallen, hatte er sie als Beraterin, Helferin und Retterin in tiefsten Seelennoten aus seinem Herzen gestrichen! Das war doch das unfahrbare Furchtbare, das sich ereignet hatte. Ihr liebster Sohn, ihre heiligste Hoffnung, mit dessen Seele sie sich an die Ewigkeit des Werdens und Wiederkommens angefetett glaubte, war von ihr gegangen, von ihr geflohen, wie heute der stumpfsinnige, geistig umnachte Hansulrich von ihr geflohen war.

Nachdem ihr Schluchzen leiser geworden, fragte Theodor, der inzwischen ans Fenster getreten war, während er an die Scheiben trommelte:

„Glaubst du wirklich im Ernst, daß das, was Gerold tat, nicht so schlimm ist?“

„Schlimm? Nein, er...“

„Und ich sage dir,“ brüllte Theodor, „ich sage dir, es ist hundsgemein! Der Teufel soll mich holen, wenn ich den Lump wieder in meine Stube lasse!“ Damit rannte er hinaus und donnerte die Türe ins Schloß.

Frau Agnes zwang sich auf. Sie ging in die Küche und bereitete das Essen. Den ganzen Abend sprach keines ein Wort. Beim Zunachten kam Gerta von der Bahn. Sie wollte die Ostertage zuhause verbringen. Auf dem Zug hatte ihr ein Klassenkamerad von Gerold erzählt und daß nach ihrem Bruder gefahndet werde. Die Tränen ließen ihr über die Backen, als sie in die elterliche Stube trat. Grob fauchte sie der Vater an, ob sie nicht wisse, wo ihr Bruder, der Halunke, stecke. Da sie es schüchtern verneinte, verschwörerisch, er würde stehenden Fußes nach der Polizei laufen und das Versteck des Buben anzeigen. Frau Agnes duldet und schwieg. In der Küche fragte sie die Tochter: „Hast du deinen Bruder nie mehr gesehen, seit wir auf dem Kuhm waren?“

Gerta zögerte; dann erzählte sie, daß

sie sich bei der Ziegelhütte flüchtig gesehen hätten.

„Du hast Gerold meinen Brief gezeigt?“

„Ja!“

Die Tasse, die Frau Agnes wusch, schlug gegen das Bechen und klirrte. Mutter und Tochter redeten nichts mehr.

Später sahen alle drei eine Stunde um die Stubenlampe und schwiegen sich an. Dann ging Theodor ohne Gruß in die Kammer. In den Strümpfen trat er noch einmal in die Türe und befahl: „Macht, daß ihr bald ins Bett kommt! Jetzt beginnt ein anderes Regiment! Es ist höchste Zeit!“

Gerta, die schon lange das Gähnen verbeissen mußte, kam der Befehl nicht ungelegen, so ungewohnt er war. Sie blickte nach der Mutter. Die nickte. „Gute Nacht,“ sagte Gerta.

„Gute Nacht!“

Das Mädchen wandte sich noch einmal um. Da sie das schmerzverzerrte Antlitz der Mutter gewahr wurde, kam ein tiefes Mitleid über die Tochter. Aber Frau Agnes hob abwehrend die Hand: „Bleib, rühr mich nicht an, sonst ertrag ich es nicht mehr!“ Da ging Gerta.

Frau Agnes drehte das Licht aus und setzte sich ans Fenster. Sie wollte noch einmal alles ruhig überdenken.

Ihre Hand legte sich unversehens auf das Nähkörbchen. Die Finger wühlten zwischen Fadenspulen und Nadellässen. Nun griffen sie ein kleines Messerlein. Sie legte es auf ihren Schoß, und in dem matten Licht, das durch die Fenster hereindrang, schimmerte das Heft perlmuttern auf dem dunklen Stoff.

„Wenn ich mir jetzt mit dem Messerlein da eine kleine Ader öffnete, flösse das Blut ganz langsam aus. Ob wohl die beiden Cacheots das Blut zu fassen vermöchten, damit es doch keine große Unordnung gäbe? Der Tod durch Aderöffnen soll sehr schmerhaft sein, sagt man...“ Sie lächelte. So viel, wie ihre Seele litt, konnte der Körper wohl auch noch erdulden. Nachher, über einer kleinen Weile, wäre es dann aus, ganz aus! Alles still und gleichgültig. Auch das junge Leben unter ihrem Herzen wäre aus... O, nicht an das denken, nicht an das! Das andere

war so schön! Sie lächelte auf den Perlmutterglanz in ihrem Schöß.

Mit einem Mal sprang sie auf und schlich an die Kammertüre, hinter der Theodor lag. Die mußten natürlich schlafen. Es könnte sein, daß es ein Geräusch gäbe, und wenn sie sie zu früh fänden und wieder ins Leben brächten... Es war ganz still. Ob er schon schlief? Sie huschte vor die Kammertür ihrer Tochter. Auch hier war nichts zu vernehmen. Aber sie mußte sicher sein. Ganz sicher. In beiden Zimmern war es dunkel, sonst hätte man im Türspalt einen Schein gesehen. Leise, leise drückte sie auf die Falle und riß die Türe, damit sie nicht knarre, mit einem schnellen Zug zurück. Nun stand sie am Bett ihres Mannes. Gott sei Dank, er schlief, schlief tief und fest. Eine Weile später beugte sie sich über den Kopf ihrer Tochter; auch die lag sicher und geborgen in wohlätigem Schlaf.

Als Frau Agnes wieder hinter den behutsam verschlossenen Türen in der Stube stand, wunderte sie sich: Wieso schliefen die denn so fest, sie waren doch den Augenblick in die Kammern gegangen. Sie drehte das Licht an. Die Uhr zeigte fünf Minuten auf Zwölf. Wie, drei Stunden war sie schon am Fenster gesessen? Wach? Jedenfalls lag sie nicht im Bett. Im Bett lagen die andern, ihr Mann, ihre Tochter schliefen, indessen die Mutter... Flehend hielt sie die Hände gegen die beiden Türen gestreckt, und wie ein Seufzer kam es über ihre Lippen: „Könnt ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen?“

Ein Schauer überlief sie. Das Wort, das ihr unbewußt in den Mund gekommen war, rief das Bild des erschütterten Erlösers in ihr Gedächtnis, wie er in jener fürchterlichen Nacht auf dem Oelberg von allen verlassen mit seinem Gott rang. Sie drehte das Licht wieder aus, öffnete die Fenster, sank am Gesimse nieder und fing mit erhobenen Händen an zu beten. Wirre Worte, Anrufe und sinnlose Bitten. Da sie aber in ihr Gebet einen Gedanken, einen Sinn zwingen wollte, schrie all der Schmerz in ihr furchtbar auf, und sie konnte nicht weiter. Und zwischen einem „Herr hilf!“ und „Erbarme dich meiner!“ wühlten die Dolche in ihrem Herzen: was nützt es, Menschen zu gebären, wenn sich

die Menschen in Massen hinnorden, was hilft es, Kinder aufzuziehen, alles, alles für sie hinzugeben, des Leibes Kraft und der Seele zärfste Regung, wenn die Söhne dennoch an ihren Müttern irrewerden und der Mütter Herzen von den Kindern zerstreten werden? Was kann dein Erbarmen helfen, großer Gott, da all das Furchtbare, Wahnwitzige, Unmenschliche geschieht! Was kannst Du dich erbarmen, da Du doch das Satanische geschehen lässest? Und einmal sprang sie auf, reckte dem Herrgott die Faust ins Angesicht, und ihre Seele schrie: „Ich will nicht mehr gebären!“ Aber gleich darauf sank sie aufs neue in die Knie und murmelte inbrünstige, stammelnde Bitten.

So kämpfte und duldet sie, bis der Frührotschein im Osten aufging. Da schlich sie zerschlagen an Leib und Seele auf ihr Lager...

Um sieben Uhr hatte sie sich wie gewöhnlich erhoben. In der Küche aber sank sie kraftlos zusammen, und Theodor mußte sie ins Bett tragen. Bis zum Abend lag sie da, fast ohne sich zu rühren. Dabei war ihr Geist wunderbar rege. Sie fühlte, daß etwas Unerhörtes in ihrer Seele vorging, daß etwas von ihr genommen wurde, etwas starb, das bisher ihr eigentliches Wesen ausgemacht hatte. Manchmal tat es entsetzlich weh, manchmal war es wie eine Wohltat.

Theodor, der heute frei hatte, wich kaum von ihrem Bett. Er sah immer in ihre großen weitoffenen Augen, die unverwandt nach der Decke sahen und denen manchmal große Tränen entquollen. Er hatte den Arzt rufen lassen. Der hatte den Kopf geschüttelt: „Uebermüdung, nichts als große Uebermüdung!“

Gegen zehn Uhr nachts läutete es. Gerta, die nachgesehen hatte, winkte den Vater hinaus. Frau Agnes lächelte. Nach einer Weile kam Theodor herein, an der Hand führte er den Sohn, Gerold. Der Junge stürzte am Bett der Mutter nieder und begann laut zu weinen. Sie strich über seine Haare und sagte: „Guten Abend, Gerold!“

Er konnte nichts antworten.

„Wir beide haben ein wenig gelitten, nicht wahr?“

„Ich weiß mir nicht Rat mehr, Mut-

ter! Was soll ich tun?" schrie Gerold auf.

"Du mußt dich der Polizei stellen, Gerold!"

"Ist es denn ein Unrecht, wenn ich nicht morden und töten will?"

"Siehe, und ich habe gefragt, ist es ein Unrecht, wenn ich nicht gebären will? Deshalb wurde ich ans Kreuz geschlagen und mußte sterben!"

"Mutter!"

"Ja, Gerold, es ist ein Unrecht, nicht zu gehorchen, dem Sinn des Lebens zu widerstreben!"

"Ich verstehe dich nicht."

"Ich verstand es auch nicht. Ich begriff es nicht, daß der Einzelne nicht sagen darf: Ich bestimme die Welt mit meinem Verstand. Und weil ich leide, ist die Welt schlecht. Das war ein Hochmut! Wie kannst du das wissen, da du nur so kurze Zeit auf der Erde weilst?"

"Soll ich denn meinen Gedanken, dem, was ich sehe und erlebe, nicht trauen dürfen?"

"Kommt es in der Welt denn darauf an, was du denkst? Bist du denn so wichtig? Willst du bestimmen, was gut und Pflicht ist? Und wenn jeder tut, was just er als gut erachtet, was muß dann

werden? Was viele, was die Meisten einer Zeit als gut erachteten, das muß Pflicht sein, dem mußt du dich fügen. Daß diese Meisten immer Besseres als gut erachteten, dafür darfst und sollst du wirken."

"Warum hast du nicht früher so zu mir gesprochen, Mutter!"

"Warum? Weil ich erst hinab, hinab mußte, in die tiefste Nacht, in das bitterste Leid, bis mein kleiner Verstand einsah, was mein Blut schon längst wußte ... Erinnerst du dich noch des Sonntags auf dem Kulm? Ich war sehr müde geworden in der Frühlingsluft, und ich konnte gar nichts denken. Aber wie ich nach den Bergen sah und die Hügel so starkfarbig und sanft in den Linien dahergeschritten, ward mir jubelnd bewußt, daß mein Leib gesegnet sei und daß der Geist des Ewigen in mir walte. Da flüsterte ich: 'O schönes Land, sieh mich mit Herz und Hand dir geweiht!' Das war mein Blut. Warum wollte der Verstand klüger sein?"

In der Kammer war es eine Weile ganz still. Von der Straße herauf kam eine ferne Stimme. Irgend jemand rief einem andern zu:

"Dies Jahr gibt's scheints doch wieder einmal gute Ostern!"

Das Märchen

des Meeres.

Nachdruck verboten.

Es blickte der Knabe in die Meerestiefe und sah ein armes zitterndes Sternlein. "Warum zitterst du, Sternlein?" fragte er verwundert.

"Es ist hier so kalt, und das Wasser friszt alle meine Strahlen!"

"Komm zu mir heraus, Sternlein; dann kannst du mit mir wandern."

"Wohin gehst du, Knabe?"

"Ich gehe, das Glück zu suchen!"

Da warf das Sternlein wunderbare Strahlen, die die Meeresnymphen sogleich bestiegen, um darauf davonzureiten, und sprach zitternd: "Ich kann nicht heraus schwimmen, Knabe; denn ich bin dazu verurteilt, den Leidenden und Suchenden in diesen Tiefen den Himmel zu zeigen, den sie nur in der Wiederspiegelung kennen. Höre: Als Christus am Meeress-

strandeknie und litt, da floß von seinem Auge eine Träne und fiel ins Meer. Eine helle Träne fiel, und die Wellen fingen sie auf und trugen sie in die Tiefe. Siehst du, ich bin diese Träne!"

"Bist du nun das Glück des Meeres?"

"Nein, ich bin eine Wiederspiegelung des Glückes, ich bin das Leiden!"

"Und wo ist das Glück und die Wahrheit?" rief der Knabe.

"Sie leben über dir und in dir! Suche sie nicht vor dir, weil du sie immer hinter dir läßtest. Das, was du in Flammenfarben vor dir siehst, ist eine Täuschung, Knabe!"

Das Sternlein warf wunderbare Strahlen, in denen seltsam geformte Lichter spielten, und zitterte.

Jan Külessa, Zürich.